

Elisabeth Strasser

**0-1-0-1**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

\*\*\*

Lee und Cubis waren in Gefahr. Aber Coco hatte die Suche nach den Schlüsseln wieder aufgenommen. Wenn nur Acandor nicht auf ihre Fährte kam. Nick hatte den Auftrag bekommen, ihn abzulenken. Doch der Dämon ließ sich nicht blicken. Wie aber konnte jemand abgelenkt werden, von dem man nicht wusste, wo er sich gerade befand? Daniel wischte sich die schweißnassen Hände an seiner Hose ab, während sein Blick fieberhaft nach Acandor Ausschau hielt. Es war inzwischen halb zwei Uhr nachts.

Daniel öffnete ein Fenster, Frischluft war nötig. Die Mondsichel befreite sich gerade aus einer Wolke.

In Wandell stand der Vollmond am Himmel.

Als Daniel das Fenster wieder schloss, fiel ihm ein, dass Nick die Landkarte von Wandell noch dabei haben musste, die er um zwei Goldstücke dem Fliegenden Händler abgekauft hatte. Ein viel zu hoher Preis, war Daniel damals überzeugt gewesen, doch nun konnte die Karte vermutlich ein Leben retten. Acandor war zuletzt in den westlichen Bergen gesichtet worden, er konnte noch nicht an der Ostküste sein, wohin Coco unterwegs war. Daniel entdeckte ihre kleine Gestalt, der ihr langer Mondschatten folgte. Arme kleine Coco! Er holte ihr Bild hervor, unter dem ihr Steckbrief notiert war: »Coco, eine der Sieben. Flink und gewandt; versteht sich im Umgang mit dem Degen.« Ihr hübsches Gesicht mit dem niedlichen Stupsnäschen rührte ihn. Es sollte ihr nicht so ergehen wie Zeo.

Nick musste aufpassen auf sie. Verdammt, wo war Nick jetzt überhaupt? Während Daniel Cocos Bild betrachtete, hatte er Nick aus den Augen verloren. Dabei wollte er doch seine Landkarte zu Rate ziehen. Nun war er verschwunden, genauso wie Acandor. Oder hatte der ihn bereits ...? Daniel wurde aus seinen Gedanken an Nick gerissen, als er Acandor in seinem schwarzen Umhang entdeckte. Er rannte an ihm vorbei, er schien zu fliehen. Daniel erkannte, wovor: Lockwart, der Ritter in strahlender Rüstung, der letzte seiner Art, folgte dem Bösewicht. Nick war damit seiner Aufgabe enthoben. Und Coco war gerettet. Fürs Erste zumindest.

Mit einem Mal bemerkte Daniel, wie müde er war, und legte sich schlafen.

\*\*\*

Die *Königin der Nacht*, das ist doch Blödsinn. Da hat dich eindeutig deine Phantasie im Stich gelassen. Die *Sieben Zwerge* dagegen sind gut, weil das sowas von abgefahren ist.«

Konstantin Becker, der Techniker, der begabte Programmierer, der es sich auf Ulrichs dunkelrotem Samtsofa mit einem Glas Wein bequem gemacht hatte, spielte sich wieder einmal als Kritiker auf. Aber als alter Freund durfte er das, und Ulrich verknipte sich einen Kommentar im Sinne von »Schuster, bleib bei deinem Leisten«. Außerdem hatte Konstantin in dem Fall recht: *Königin der Nacht* passte ganz und gar nicht, da musste er sich etwas Originelleres einfallen lassen. Ulrich hatte auch bloß laut nachgedacht und Konstantin zu-

fällig mitgehört. *Königin der Nacht* war außerdem nur ein behelfsmäßiger Name. Aber wie sollte er sie denn sonst nennen? Sollte sie überhaupt einen Eigennamen bekommen? Außerdem hatte er die Aufträge noch nicht alle beisammen. Die Liste war zu kurz, allzu kurz, beschämend kurz. Er musste sich noch weit mehr einfallen lassen als die Suche nach sieben Schlüsseln.

Ulrich von Blauenstein warf einen Seitenblick auf den Bücherstapel auf dem Boden, der seinen Schreibtisch bereits überragte. Er bestand großteils aus Wälzern: *Don Quijote*, *Der Herr der Ringe*, *Die Bibel*, *Die Legenden von Avalon*, *Alice im Wunderland*, *Die Odyssee*, *1001 Nacht*, *Harry Potter*, *Umberto Eco*, *Stephen King*, *Homer*, *Jules Verne*, *Robert Louis Stevenson*, *Ovid*, *E. T. A. Hoffmann*, *H. P. Lovecraft*, *Die Brüder Grimm*, um nur jene zu nennen, deren Rücken Ulrich zugewandt und deren Titel somit für ihn lesbar waren; von den Lexika aus den Bereichen Sagen, Mythen und Symbole ganz zu schweigen, die sich separat daneben stapelten. In dieses Schlamassel hatte er sich selber hineingeritten. Hätte er sich selbst rechtzeitig gesagt: »Schuster, bleib bei deinem Leisten«, dann wäre es nicht dazu gekommen. Selber schuld!

Die von Blauenstein waren ursprünglich Ritter gewesen und später Advokaten. Sein Großvater hatte ihm bei mancher Gelegenheit die sagenhafte Anekdote über einen seiner Vorfahren erzählt, der noch dazu denselben Namen trug wie er: Ulrich von Blauenstein. Dieser sei von einem Hochfels – zur Hoch-Zeit ihrer Fehde war das gewesen – als »Dichterling« verspottet worden und habe das seiner Ehre wegen natürlich nicht auf sich sitzen lassen können. Darum hatte er jenen Georg von Hochfels schließlich umgebracht, selbstredend auf ritterliche Weise im Turnier.

Ulrich konnte sich nicht mehr genau daran erinnern, wie alt er gewesen war, als sein Großvater väterlicherseits ihm diese Geschichte das erste Mal erzählt hatte. Jedenfalls war es ganz bestimmt lange vor der Zeit gewesen, da er selbst beschlossen hatte, Dichter – nun ja, Schriftsteller – zu werden. Zur Zeit dieses Entschlusses war er auf dem Gymnasium gewesen, ein Jahr vor dem Abitur ungefähr. Sein Deutschprofessor hatte ihm unter einem Schulaufsatz mit roter Tinte »überbordende Phantasie« bescheinigt. Und er war stolz darauf gewesen, ungeheuer stolz. Ganz im Gegensatz zum vormaligen Ulrich von Blauenstein hatte er seinen Lehrer keineswegs zum Duell gefordert deswegen. Wann immer ihm die Geschichte des Großvaters eingefallen war, hatte er belustigt an jenen unglückseligen Georg von Hochfels und seine Prophezeiung – denn dazu war sein Spott geworden – denken müssen, dass ein Ulrich von Blauenstein ein Dichter sein sollte, zumindest Schriftsteller. Allerdings bis jetzt in seinem Alter von zweiundfünfzig ein erfolgloser Schriftsteller, dessen bisher geschriebene elfeinhalb Romane keinen Verlag gefunden hatten, während sein Bruder Winfred, Abgeordneter im Europaparlament, bereits vier Bücher in Sachen Rechtswesen und Geschichte der Rechtsprechung herausgegeben hatte.

Konstantin nahm einen Schluck Wein und grinste breit: »Ich habe da eine Idee. Hör mir einmal ganz genau zu, Ulrich, ich habe da eine Idee ...«

\*\*\*

Wenzel Schimmelgruber denkt gerade an einen Witz von gestern Abend, dessen Pointe er allerdings nicht mehr ganz hinkriegt: »Kommt ein Briefträger zu einem Haus, vor dem ein Schild hängt: ›Achtung bissiger Hund‹ ...« – Jaja, die alte Geschichte: Briefträger und Hunde. Darüber lassen sich Witze reißen. Briefträger sind immer gut für Witze. »Kommt ein Mann nach Hause und findet seine Frau mit dem Briefträger im Bett ...« – Hausfrauen und Briefträger, darüber gibt es auch genug Witze. Witze sind Witze, die Realität schaut anders aus. Die Realität schaut so aus, dass das Pensionsalter hinaufgesetzt worden ist und Wenzel nicht mehr in die Übergangsregelung fällt. Er muss also die nächsten zwei, drei Jahre weiter Briefe austragen. »So schaut's aus. Kommt ein Glatzkopf ins Wirtshaus ...« Aber dem Schorsch, dem alten Witzereißer, geht's nicht anders. Nichts mit der Hacklerregelung bei ihm. Frühpension ist auch nicht drin. Er säuft zwar wie ein Loch, aber der Amtsarzt hat ihn als Alkoholiker abgelehnt. Durchgefallen. »Nicht genügend, schlecht vorbereitet, Georg Neubauer!« So hat der alte Hammer oft nach einer Prüfung zum Schorsch gesagt, der Schulrat Hammer, der seit zwanzig Jahren unter der Erde ist. – Wie war das noch mit dem Glatzkopf, der ins Wirtshaus kommt? – Irgendwas mit einem Ei kommt am Schluss, weil Glatzkopf – Eierkopf. Aber wenigstens einen Witz hat er sich gemerkt: Ein Besoffener geht nachts durch das Dorf und sieht in einem Haus noch Licht brennen. Er meint, es sei ein Wirtshaus, und geht hinein. In Wirklichkeit ist es aber

die Kirche und es ist schon gegen Morgen, der Pfarrer steht im Messgewand in der Sakristei und schwingt das Weihrauchfass. Der Besoffene ruft ihm voll Entsetzen entgegen: »Fräulein, ich glaub, Ihr Handtascherl brennt.« – Diesen Witz muss Wenzel sich unbedingt merken, damit er ihn später beim Postsortieren seinen Kollegen erzählen kann. Er sagt ihn sich in Gedanken nochmals auf, doch er muss feststellen, dass der Witz dabei gar nicht witzig klingt, beim Schorsch dagegen klingt immer alles witzig. Hat wahrscheinlich mit seinem blöden Gesicht zu tun. Aber da ist ja schon ... Wenzel holt den blauen RSa-Brief aus der Tasche. Ein RSa-Brief bedeutet läuten. Er sucht den Klingelknopf, neben dem »D. Körbler« steht, und drückt ihn. Natürlich, beim ersten Mal rührt sich nie was. Also nochmals klingeln. Nichts. Kein Wunder, die Leute sind um die Zeit in der Arbeit. Aber der Körbler ist arbeitslos, das weiß Wenzel ganz sicher, weil er ihm dauernd Briefe vom Arbeitsamt zuzustellen hat. Auch der RSa-Brief ist von dort: »Arbeitsmarktservice« steht als Absender drauf. Aber kein Problem, wozu hat man die knallgelben Zettel dabei, die Benachrichtigung, dass ein Brief abholbereit im Postamt liegt. Da kann sich der Körbler dann selber drum kümmern. Wenzel füllt geübt im Stehen das Formular aus und wirft es in den Briefschlitz. Fertig. Weiter. »Ein Besoffener verlässt gegen Morgen das Wirtshaus ... Nein, anders: Der Wirt hat den Schorsch aus dem Wirtshaus geworfen, weil die Sperrstunde schon lange vorbei ist, und der Schorsch kommt bei der Kirche vorbei, wo schon Licht brennt, und denkt sich, es ist ein Wirtshaus, das noch offen hat ...«

\*\*\*

Coco rieb sich die Augen. Sie war, vom langen Weg völlig ermattet, unter freiem Himmel auf der Hochebene eingeschlafen. Es konnte nicht mehr weit bis zur Ostküste sein, und dort sollte sie an den Schlüssel kommen, einen der sieben Schlüssel, die sie und ihre Schwestern und Brüder finden mussten. Sie dachte an ihre älteste Schwester Zeo, die sich vor ihr auf den Weg gemacht und die Acandor gefangen hatte. Mit ihr selbst, Coco, hatten sich Lee, Cubis und Nick aufgemacht. Lemar und Wulli waren zusammen mit Zeo gegangen. Wulli war tot, von Lemar fehlte jede Spur, vermutlich hatte Acandor ihn ebenfalls getötet. Warum er Zeo nicht umgebracht hatte, war unklar. Bestimmt brauchte er sie als Geisel und ging davon aus, mit ihr sei einfacher umzugehen als mit Wulli und Lemar. Man hatte zunächst Wullis Körper gefunden, seinen Kopf erst ein paar Tage später, meilenweit entfernt. Mit Tränen der Wut und Verzweiflung in den Augen stand Coco auf und schnallte sich ihren Degen fest um. Wenn bloß Nick nichts passierte, ihrem allerliebsten kleinen Bruder Nick. Wie hatte das alles angefangen? Der Große Krieg. Das »Große Missverständnis«, wie einige es nannten. Wie hatte es nur dazu kommen können, dass Acandor so viel Macht in Wandell gewonnen hatte? Etwas war schiefgelaufen. »Die Welt ist aus dem Gleichgewicht geraten«, wie Soray, die Hüterin des Orakels, ihr gesagt hatte.

Coco schaute sich nach allen Richtungen um. Alles war still auf der grasbewachsenen Hochebene, nur Grillen zirpten, und in der



Ferne sah sie eine Büffelherde friedlich grasen. Die Sonne stand bereits hoch, Coco hatte eigentlich bei Sonnenaufgang aufbrechen wollen, aber verschlafen, so müde war sie gewesen. Kein Wunder, sie war seit drei Tagen unterwegs. So lange hatte sie Nick nicht mehr gesehen. Nick hatte ebenfalls einen Auftrag bekommen, das wusste sie, obwohl er nichts darüber verriet. Sie hatte Angst um ihn. Mehr Angst als um ihr eigenes Schicksal, und das war vielleicht gut so, denn sonst hätte ihre Angst um sich selbst sie vielleicht gelähmt und unfähig gemacht, ihren Auftrag auszuführen.

»Mein mutiges kleines Mädchen« hatte Meister Chirul sie so oft genannt, der sie im Fechten ausgebildet und sie und ihre Geschwister in manch geheimes Wissen eingeweiht hatte. Das lag lange zurück. Wie glücklich und froh sie gewesen waren, damals in den Bergen bei Meister Chirul. Mutig kam sie sich jetzt überhaupt nicht vor. Im Gegenteil. Aber sie hatte einen Auftrag, den sie erfüllen musste und wollte. Sie atmete tief durch. Die Luft war mild und frisch, es war noch nicht heiß, doch das würde es gewiss werden, wenn die Sonne gegen Mittag stieg. Bis dahin wollte sie die Ostküste erreicht haben. Was dann weiter geschehen würde, konnte sie nicht voraussehen. Sie sollte nach einer Höhle suchen, in der sie womöglich den Schlüssel finden würde, zumindest einen Hinweis darauf. Sie musste sich auf ihr Glück verlassen, allein, wie sie nun einmal war. Doch obwohl sie schon drei Tage lang völlig allein über die Hochebene gewandert war, fühlte sie sich auf seltsame, unerklärliche Weise beschützt. Als ob jemand über sie wachte. Doch es war nur ein Gefühl, und Meister Chirul hatte sie davor gewarnt, sich ausschließlich auf Gefühle zu verlassen, denn die können trügen, hatte er gesagt, Vorsicht sei immer besser. Sie nahm sich vor, vorsichtig zu sein, wie sie es bisher immer gewesen war.

\*\*\*

Moni, der Baumann möchte dich sprechen!«  
»Der Baumann« ist der Chef, und einfach so zum Chef gerufen zu werden, bedeutet – wie alle in der Firma wissen – meist nichts Gutes. Aber Moni hat ein fröhliches Gemüt und ist immer guter Dinge. Der Baumann ist schließlich ein Mann. Und sie hat sich ihn schon öfter nackt vorgestellt, eine Vorstellung, die sie immer erheitert hat, vor allem weil sie dann an den »Spiegeleierbauch« gedacht hat. Das mit dem Sich-Nackt-Vorstellen hat mit Margot zu tun, der Sekretärin von Baumeister Fink, bei dem sie nach der Handelsschule ihre erste Stelle hatte, nur vorübergehend als Karenzvertretung. Margot hat den Baumeister Fink oft »Rumpelstilzchen« genannt, weil er so richtig schön wütend werden konnte, mit rotem Gesicht und Auf-den-Boden-Stampfen.

»Wenn er wieder auf Rumpelstilzchen macht«, hat Margot ihr verraten, »so stelle ich ihn mir einfach nackt vor, und dann ist er ein besonders lächerliches Rumpelstilzchen.« Diesen Tipp hat Moni beherzigt und seither immer wieder befolgt. Wenn sie sich über jemanden geärgert hat – gleich ob Mann oder Frau –, hat sie sich die Person nackt vorgestellt, und das war so gut wie jedes Mal eine ziemlich lächerliche Vorstellung. Die Sache mit dem »Spiegeleierbauch« nun hängt mit dem Außendienstmitarbeiter der Franke GmbH, ihrer zweiten Arbeitsstelle, zusammen. Dieser, ein haarsträubender Angeber und notorischer Aufreißer, hat nämlich bei Gelegenheit die Bemerkung fallen lassen, er habe einen Bauch so flach wie ein

Spiegelei, einen richtigen »Spiegeleierbauch«. Nachdem man Moni bei der Franke GmbH gekündigt hat, weil »die Auftragslage eingeknickt« sei, ist sie über einige Umwege bei Richard Baumann und seiner Speditionsfirma gelandet. Richard Baumann nun hat dem Begriff »Spiegeleierbauch« eine völlig neue Bedeutung verliehen: »Er sieht seine Eier nur, wenn er auf einem Spiegel steht«, hat Moni bei der ersten Begegnung gedacht und kaum ein Kichern unterdrücken können.

Aber nun ist sie vor Richard Baumann zitiert worden, in einer ernstesten Sache, wie es den Anschein hat. Baumann sitzt hinter seinem Schreibtisch, sein kolossaler Bauch ist verdeckt und somit unsichtbar. Moni muss ihre Phantasie anstrengen, um ihn sich nackt auf einem Spiegel stehend vorzustellen, ist also einigermaßen im Nachteil. Umgekehrt sieht Baumann sie in voller Größe vor sich – in seiner Vorstellung womöglich auch nackt, was aber, davon geht Moni aus, keineswegs lächerlich, sondern, ganz im Gegenteil, äußerst attraktiv wirken muss. Moni lächelt vorsichtshalber. Baumann schaut sie jedoch gar nicht an, sondern blättert in Papieren und tut geradezu provokant so, als wäre Moni gar nicht da. Vorerst zumindest. Dann wirft er einen Blick auf sie, der sämtliche Phantasievorstellungen einfrieren lässt.

»Frau Fischer«, beginnt er und macht nach der Anrede eine bedeutungsvolle Pause. »Frau Fischer«, wiederholt er und legt noch ein wenig mehr Frost in seinen Blick: »Wie lange arbeiten Sie schon bei uns?« – Tut er bloß so, oder weiß er das wirklich nicht? Moni denkt nach, und ihr fällt rechtzeitig ein, dass sie seit fast neun Monaten bei der Spedition Baumann beschäftigt ist. Baumann dagegen tut, als würde ihn ihre Antwort nicht im Mindesten interessie-

ren: »Probemonat schön und gut, hin und her, Probemonat o.k.« Baumann schnaubt und blättert wieder geräuschvoll in Papieren, bis er ein Blatt hervorzieht und es hochhält. »Kommen Sie doch näher, Frau Fischer, kommen Sie nur, ich beiße nicht.« Moni nähert sich dem Schreibtisch. »Was haben wir da?« – Moni schaut sich das Papier an, es ist eine der Auftragsbestätigungen, wie sie sie auszustellen hat. Das sagt sie Baumann, wenn auch so leise, dass er es kaum versteht. »Und was steht darauf?« – Moni liest vor, wohin Baumanns kurzer, dicker Zeigefinger weist: »2500 ...« beginnt sie und wird gleich von Baumanns nun ziemlich lauter Stimme unterbrochen: »Ja, 2500 statt 250! Sie haben die Null wohl sehr gerne, nichts lieber als die Null, eine Null, die Sie nun einmal sind!« Moni kann sich nichts Rechtes zusammenreimen, ihr ist nichts bekannt darüber, dass sie eine besondere Vorliebe gerade für die Null haben soll.

»Schauen Sie«, Baumann sucht ein neues Blatt Papier heraus, »schauen Sie sich nun das an: 3000 statt 30. Gleich zwei Nullen zu viel! Sind sie größenwahnsinnig oder bloß unkonzentriert und verwirrt, oder sind Sie komplett durch den Wind? Einmal geht, zweimal geht, dreimal geht notfalls auch. Aber irgendwo ist eine Grenze. Kurz und gut: Sie fliegen raus. Und zwar sofort. Mit Betriebsrat alles geklärt. Schön und gut. Aber das ist zu viel. Wir haben Sie gewarnt!«

Moni denkt nach, ob das stimmt. Ja, stimmt schon, vor zwei Wochen hat ihr Frau Eder vom Chef-Vorzimmer ins Gewissen geredet, dass sie sich mehr konzentrieren solle. Aber das hat sie keineswegs als Warnung gesehen, nur so als Tipp, als freundschaftlich-kollektiven Hinweis. Wer denkt denn an so was? Und der Herr Müller, der Betriebsrat, ist doch immer so freundlich zu ihr gewesen, beim

Betriebsausflug vor einem Monat hat er sogar mit ihr geflirt. Und jetzt soll er ihr so in den Rücken gefallen sein? Moni versteht die Welt nicht mehr so ganz.

»Packen Sie Ihren Krimskrams zusammen und verschwinden Sie! Sie haben ohnehin noch den ganzen Urlaub für dieses Jahr.« Baumann schaut auf seinen Schreibtisch, als ob er von da nie wieder aufsehen würde, zumindest nicht, solange Moni noch in seinem Büro ist.

Moni zuckt die Schultern, verlässt das Zimmer, würdigt Frau Eder keines Blickes, räumt ihren Krimskrams zusammen und verlässt die Spedition Baumann auf Nimmerwiederssehen. Ist schon klar. Alles klar. Aber Monika Fischer ist immer guter Dinge. Das kann sie auch sein, denn sie hat die Erbschaft ihrer Großmutter, und sie hat zum Glück auch Oliver. Und wenn sie noch mehr Glück hat, wird sie von Oliver schwanger, und Typen wie Herr Baumann haben dann in ihrem Leben nichts mehr verloren.

\*\*\*

Gegen Mittag wachte Daniel auf. Es war alles bestens, vergewisserte er sich. Im Traum jedoch, in einem vergessenen Traum, war alles gut, *wirklich gut* gewesen. Er verdrängte jede Spur von Erinnerung daran. Er hatte geschlafen, er hatte damit Nick im Stich gelassen, dem wer weiß was inzwischen passiert sein konnte. Doch es war alles bestens, vergewisserte er sich. Nick hatte sich versteckt, Acandor hatte jetzt andere Probleme, als sich um Coco zu kümmern, Lockwart war als Retter in der Not aufgetaucht. Alles war bestens. Fürs Erste zumindest.

Vorerst musste Daniel sich um seinen eigenen Kram kümmern. Das hieß zunächst – nach einem ernüchternden Blick in den Kühlschrank – sich zu essen zu besorgen. Er sah in seiner Geldbörse nach. Was er darin fand, reichte aus für einen kleinen Einkauf. Auf dem Rückweg vom Supermarkt schaute er in seinen Briefkasten. Ein knallgelber Zettel war darin, auf dem in nahezu unleserlichem Gekritzeln sein Name zu entziffern war, und »ab 16.00 Uhr« – so war angekreuzt – sei im Postamt etwas – »RSa-Brief« war angekreuzt – für ihn abzuholen.

\*\*\*

Coco hatte die östliche Küste von Wandell erreicht. Die Brandung schlug an die Felsen. Coco kletterte die Klippen hinab, bis sie in einer geschützten Bucht mit Sandstrand ankam und sich umblickte. Es musste hier irgendwo eine Höhle geben, in der sie – wie Sorays Orakel gesagt hatte – finden konnte, was sie suchte.

Sie fühlte sich hier sicher, umso mehr Sorgen machte sie sich um Nick. »Mein lieber, lieber Nick«, sprach sie in das Brausen der Brandung hinein. Doch sie war hier allein und auf sich selbst gestellt, ohne Nick und ohne Meister Chirul. Sie musste ihre Suche nach der Höhle beginnen, wusste nur nicht, wo. Sie schnallte daher ihren Degen ab und warf ihn in die Luft. Dorthin, wohin die Spitze zeigte, wollte sie gehen. Die Spitze des Degens zeigte nach links, so wandte sie sich in diese Richtung.

\*\*\*

Moni macht in einer Konditorei Halt und bestellt einen Frucht-  
eisbecher. Genüsslich leckt sie den Löffel ab und stellt für sich  
fest, wie gut es ihr eigentlich geht. Es ist erst angebrochener Vormit-  
tag und sie hat frei und muss nicht im Büro sitzen, weil Baumann  
sie vorhin gerade hinausgeworfen hat. Sie hat keinerlei finanzielle  
Sorgen. Sie besitzt ein paar Sparbücher und Wertpapiere, und ihre  
Großmutter hat ihr eine Eigentumswohnung vererbt, mitsamt ei-  
nem ganzen Haufen wertvoller antiker Möbel, und einiges an recht  
kostbarem Schmuck. Sie wird um Arbeitslosengeld ansuchen, das  
hat sie zwischendurch immer wieder gemacht, aber sie braucht  
nicht die erstbeste Stelle anzunehmen, weil sie doch gewissermaßen  
und einigermaßen finanziell unabhängig ist. Und sie hat ihren  
Oliver. Oliver ist KFZ-Mechaniker und total verliebt in sie, wie er  
ihr immer wieder versichert. Oh ja, sie werden miteinander Kinder  
haben, vielleicht werden sie sogar heiraten. Moni weiß zwar, dass  
eine Frau heutzutage auch etwas anderes wollen muss als Kinder  
und Mann, aber das kann sie sich noch überlegen, ob sie das auch  
wirklich will, was man heutzutage als junge Frau zu wollen hat. Sie  
wird sich heute Abend mit Oliver dahingehend besprechen. Viel-  
leicht sagt Oliver von sich aus gleich: »Am besten ist es, wir heira-  
ten.« Sie möchte gerne, dass Oliver zuerst davon spricht, weil sich  
das so gehört, dass der Mann den ersten Schritt zu einem Heirats-  
antrag macht, so hat ihre Oma es ihr jedenfalls erklärt.



Oliver hat sie vor sechs Wochen in einem Tanzlokal kennengelernt. Er ist einfach auf sie zugekommen und hat ihr »schöne Augen gemacht«, wie ihre Oma das sicher genannt hätte. Und Oliver hat auch ihr gleich auf den ersten Blick gefallen. Er ist sehr groß, gut einen Kopf größer als sie, die nicht unbedingt eine von den Kleinen ist, sehr schlank, hat einen schmalen Oberlippenbart, der ihn richtig männlich macht, obwohl er noch relativ jung ist, siebenundzwanzig ist er, also noch nicht ganz seriös, das sind Männer erst ab frühestens dreißig, wie Moni ebenfalls von ihrer Oma weiß.

An dem Abend, an dem sie sich kennengelernt haben, hat ihr Oliver erzählt, dass er bei einem Freund wohnt, aber das nur vorübergehend, bis er sich was Richtiges gefunden hat. Sie haben sich verabredet, und beim nächsten Treffen hat Moni ihm vorgeschlagen, er könne doch bei ihr einziehen, denn die Wohnung der verstorbenen Oma sei für sie allein ohnehin zu groß. Oliver hat nicht gleich ja gesagt, er hat überlegt und sich gesträubt, weil er ihr doch nicht zur Last fallen wolle. Das hat ihr imponiert. Sie hat ihn überreden, geradezu bitten müssen. Und er hat schließlich nachgegeben. Das hat ihr noch mehr imponiert. Ein Mann, der nachgeben kann, das ist schon was. Als er nachgegeben hat, hat er ihre Wohnung allerdings bereits gesehen gehabt. Am nächsten Tag hat er sein Zeug von seinem Freund geholt und ist bei ihr eingezogen. Moni hat ihm gesagt, er solle sich beim Meldeamt anmelden. Das jedoch habe noch Zeit, hat Oliver gemeint, so schnell schießen die Schweden nicht, hat er gesagt. Was ihr an Oliver am allerbesten gefällt, ist sein treuherziger Blick. Wie ein kleiner, niedlicher Dackel kann er dreinschauen, richtig süß mit seinen braunen Augen. Moni seufzt bei dem Gedanken daran, während sie den letzten Rest Eis aus dem

Becher löffelt. Jetzt aber nach Hause. Sie hat den ganzen Nachmittag frei, sie will heute etwas Besonderes für Oliver kochen, weil sie schließlich ausgiebig Zeit dafür hat. Danach wird sie ein Bad nehmen, sich besonders schön für ihn machen, damit er ihr dann vielleicht noch heute Abend einen Heiratsantrag macht. Moni lächelt übergücklich bei dem Gedanken daran. So vergisst sie, dass sie in einem Kaffeehaus sitzt und nicht bei sich zu Hause, und steckt ihren Zeigefinger in den Eisbecher, um an die letzten Reste der gar zu köstlichen Eiscreme zu gelangen, und schleckt den Finger ab. Der Herr am Nebentisch schaut ihr dabei zu und lächelt vor sich hin.

Dr. Michael Pokorny weiß noch nicht, dass er Monika Fischer demnächst näher kennenlernen und sie für das unglaublichste Abenteuer seines Lebens verantwortlich sein wird.

\*\*\*

Nick hatte sich in einem Gebüsch versteckt und von da aus beobachtet, was passiert war: Acandor, der Dämon der Finsternis, war wie aus dem Nichts aufgetaucht und hatte ihn beinahe entdeckt. Nick war sich darüber klar, was es bedeuten konnte, wenn Acandor einen erwischte. Doch dann hatte er – genauso überrascht wie Acandor selbst – nach Osten geblickt, die Richtung, aus der sich ein Reiter in Windeseile näherte, Ritter Lockwart auf seinem Pferd Feuerfuchs. Der strahlende letzte Ritter, der ihr Verbündeter war und den Acandor trotz seiner eigenen Macht fürchtete. Acandor hatte aufgeschrien und war davongerannt. Im letzten Moment hatte Lockwart Nick somit gerettet.

Nicks Auftrag war gewesen, seine Schwester Coco zu schützen, indem er Acandor von ihr und ihrem Auftrag, an die östliche Küste zu gelangen, ablenkte. Nun, das war gelungen, Acandor war abgelenkt, weil er sich vor Lockwart in Sicherheit bringen musste. Doch nicht er, Nick, hatte das zuwege gebracht, sondern der bloße Zufall, bloßes Glück. Wäre Lockwart nicht rechtzeitig aufgetaucht, hätte Nick versagt. Wieder einmal, wie so oft. Was sollte er jetzt tun? Sein Auftrag hatte sich erübrigt. Acandor stellte im Moment keine Gefahr dar. Sollte er Coco folgen und sich nach Osten wenden? Oder sollte er zurück in die Berge zu Meister Chirul? Nein, Letzteres bestimmt nicht, was sollte er dort? Meister Chirul hatte jetzt andere Sorgen, als sich um ihn zu kümmern, vermutlich hatte er die Berge längst verlassen und war selbst auf der Flucht. Aber Coco konnte vielleicht seine Hilfe gebrauchen. Ja, das war das Beste, er sollte nach Coco suchen und ihr beistehen.

## **Ende der Leseprobe**

Im Buchhandel, oder online erhältlich.  
Als Klappbroschur,  
oder als eBook auf allen Plattformen.